

Gefördert durch das Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur sowie die Stadt Wien, Magistratsabteilung 18 – Stadtentwicklung und Stadtplanung, Referat Wissenschafts- und Forschungsförderung.

Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften. Zitierweise: ÖZG
Redaktionsadresse: ÖZG, c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Universität Wien.
Dr. Karl Lueger-Ring 1, A-1010 Wien.
Fax: +43-1-4277-9413.
<http://www.univie.ac.at/Wirtschaftsgeschichte/OeZG/>

Preise: Einzelband ATS 198,-; Jahresabonnement (vier Bände) ATS 520,- zuzüglich Versandkosten in Europa ATS 100,-.
Abonnement (vier Bände) Institutionen ATS 700,- zuzüglich Versandkosten in Europa ATS 100,-.
Bestellungen über den Buchhandel oder über den Verlag Turia + Kant, Fax: +43-1-53 20 768, email: info@turia.at
ISSN 1016-765 X

Medieninhaber (Verleger): Turia + Kant, Schottengasse 3A / 5 / DG 1, A-1010 Wien.

Offenlegung nach § 25 Mediengesetz:
Medieninhaber: Turia + Kant.
Herausgeber: Österreichische Gesellschaft für Geschichtswissenschaften, Wien.
Blattlinie: Veröffentlichungen wissenschaftlicher Arbeiten aus allen Bereichen der Geschichtswissenschaften.

	editorial	5	
	tele visionen		
	historiografien des fernsehens		
	Monika Bernold	8	Fernsehen ist gestern. Medienhistorische Transformationen und televisuelles Dabeisein nach 1945
	Vrääth Öhner	30	Wiedersehen macht Freude. Über Archivierung und Rekonstruktion von Fernsehprogrammen
	William Urrichio	42	Reflections on a Forgotten Past. Early German Televisions as a History of Absences
	Sylvia Szely	60	Seismographen der Gegenwart? Die Transformationen des ORF-Fernsehspiels in den siebziger Jahren
	Lynn Spiegel	73	High Culture in Low Places. Television and Modern Art, 1950-1970
		113	Abstracts
	Gespräch		
	Joseph Vogl	115	Historische Epistemologie und Medienwissenschaft
	Alessandro Barberi		
	Forum		
	Siegfried Mattl	129	Back to the future. Die Neuregulierung des österreichischen Fernsehmarktes
	Barbara Köpplová	136	Der Prager TV-Streik und die Auseinandersetzung um das öffentlich-rechtliche Fernsehen in der Tschechischen Republik
	Jan Jiráček		
	Heike Klippel	144	Verwaschene Geschichte. Zur Vergangenheit in der Seifenoper
	Elisabeth Büttner	150	Eine Geschichte des österreichischen Films von der Pionierzeit bis zum Kalten Krieg. Ein Autorenbericht zum Buchprojekt
	Christian Dewald		
	Anna Schober	153	Die doppelte Sprache der Kleider, Gebärden und Bauten. Öffentlichkeit und Raum in der Begriffswelt Hannah Arendts. Ein Workshop im Forum Stadtpark.
		160	Anschriften der Autorinnen und Autoren

William Uricchio: Reflections on a Forgotten Past: Early German Television as a History of Absences, pp. 42-59

In March 1935, Germany announced the world's first public, daily television service – a service that lasted more or less unbroken until the end of the war. Despite extensive publicity, despite a fabric of collaborations with allied countries, somehow the events of this nine year episode have largely vanished from popular memory. How might we account for this? And what might the implications be for thinking about our construction of history? This essay takes on the rather vast (and vexed) issue of forgetting through a case study of *Fernsehsender Paul Nipkow*, arguing that forgetting has patterns and texture, in the process trying to give form to that which has slipped away.

Sylvia Szely: Seismographs of the present? The transformation of television drama series on Austrian ORF in den 1970s, pp. 60-72.

The productions emanating from Austrian ORF for drama series in the 1970s oscillated between three different media: Firstly, the then still comparatively young medium of television itself, which at the start of the decade was characterised by openness, not just in terms of possible program content, but also as regards forms of presentation and representation. This fluidity derived from contemporary political circumstances, as well as from the fact that no clearly defined genre had yet developed in this area. Secondly, literature provided a large amount of program material, as was the case with most other publicly-owned state television channels at the time. However, much greater emphasis was placed now on contemporary Austrian literature. Lastly, film also played a specific role. Many of the drama series were produced on film and the ORF co-financed most of the relevant film projects because the Austrian film industry was in crisis: It had continued in the same direction since 1945, failing to undergo either an aesthetic renewal or a financial restructuring.

Lynn Spiegel: High Culture in Low Places: Television and Modern Art, 1950-1970, pp.73-112.

This essay examines the role that television played in defining the American image after World War II. It focuses on how television served to popularize modern painting (especially abstract expressionism and Pop art), and it looks how television contributed to the nationalist goal of creating a uniquely »American« image – distinct from European painting, especially that of Paris. It argues that television valorized advertising art as the quintessential American and democratic form, and in the process led the way to the popular embrace of Popism. The essay also considers television's role in the gendered economies of the postwar art world. In particular, it considers how television programs about the arts addressed a family/housewife audience, and it also shows how television portrayed artists in relation to gender and sexual politics.

Historische Epistemologie und Medienwissenschaft

Ein Gespräch mit Joseph Vogl, geführt von Alessandro Barberi¹

ALESSANDRO BARBERI: Herr Vogl, Sie haben seit 1999 eine Professur für *Geschichte und Theorie künstlicher Welten* an der *Fakultät Medien der Bauhaus-universität Weimar*. Könnten Sie einleitend Ihren intellektuellen Weg rekapitulieren und davon erzählen, wie Sie ausgehend von der Literaturwissenschaft zu den Ansätzen und Problemstellungen gelangt sind, die Sie als eine *Wissensgeschichte* bezeichnen?

JOSEPH VOGL: Ich bin nach meinen literaturwissenschaftlichen Studien erst sehr spät zu spezifisch historischen Fragestellungen gekommen, die direkt mit der Wahrnehmung eines institutionellen Mangels verbunden waren, die traditionelle Ordnung der Fakultäten betreffend. Dabei musste man den Eindruck bekommen, dass die Literaturwissenschaft nur eine Literaturgeschichte kannte, die Politologie nur eine politische Geschichte betrieb, und die verschiedenen Wissenschaftsgeschichten immer nur an der Geschichte einzelner Disziplinen arbeiteten. Literarische Texte – das ist eigentlich evident – tauchen aber auch in völlig anderen historischen Konstellationen auf: Nehmen Sie beispielsweise die Theorie des Romans von Leibniz. Mehr noch als um eine Romantheorie handelt es sich dabei um eine Theorie der Geschichte. Sieht man sich nun diese Geschichtstheorie etwas näher an, handelt es sich noch genauer um eine Epistemologie, die ihrerseits nicht ohne technologische oder mathematische und daher wiederum nicht ohne besondere historische Möglichkeitsbedingungen zu begreifen ist. Rund um die Frage nach den verschiedenen Konstellationen, in denen ein Text stehen kann, ergeben sich daher an seinen Rändern diverse Öffnungen, durch die von allen Seiten her unterschiedlichste Formen von Geschichtlichkeit in den Text hineinfließen können. Eine der wichtigen und eigentlich naheliegenden Beobachtungen war also, dass literarische Texte nicht nur eine Literaturgeschichte besitzen. Geschichte kann demnach auch nicht so geschrieben werden, als ob ein Text oder Diskurs einer bestimmten Gattung nur in Relation zu anderen Texten oder Diskursen eben dieser Gattung stünde. Die zweite wichtige Erfahrung war, dass die unterschiedlichen Lektüretechniken, die von den Sprach- und Literaturwissenschaften erarbeitet worden waren, gerade dann andere Formen der Historizität sichtbar machen, wenn man den Gegenstand der Analyse

wechselt. Liest man etwa einen Text aus der Geschichte der Naturwissenschaften mit den Mitteln der Poetik oder der literarischen Kritik, so erscheint prompt eine ganz andere Historiografie, die über die traditionellen Darstellungsformen der Wissenschaftsgeschichte hinausgeht. Es ging also darum, andere Fragen zu stellen: Welche rhetorischen Verfahren durchziehen das Textgewebe? Wie wurde dieses Gewebe tropologisch durchgearbeitet? Und: Wo hat dieser Analysegegenstand seine formalen, gattungsmäßigen und poetischen Grenzen? Diese beiden Fragestellungen führten dann fast zwangsläufig in das Gebiet der *Wissensgeschichte*. Dies stand auch damit in Zusammenhang, dass es eine geisteswissenschaftliche »Foucault-Explosion« gab, die neben der Philosophie und der Geschichtswissenschaft vor allem auch die Literaturwissenschaft aufrüttelte. Das darf man keinesfalls vergessen.

A.B.: All dies hat Sie zur Auseinandersetzung mit diskursanalytischen Verfahren geführt. Wie würden Sie die Grundzüge dieser Vorgehensweisen beschreiben, wie setzen Sie diese um und wo sehen Sie derzeit die innovativsten Anwendungsbereiche?

J.V.: Zunächst muss man fragen, was der spezifische Gegenstand einer Diskursanalyse sein könnte. Diese Frage kann man von zwei Seiten her beantworten. Der eine Gegenstand wäre *das Archiv* im weitesten Sinne,² d. h. eine Ordnung von Aussagen, die sich als eine Kristallisation verschiedener Dokumente begreifen lässt, die so und nicht anders abgelegt wurden. Dieses Archiv lässt sich gleichsam begehen, besichtigen und repräsentiert eine gewisse Einheit von Kontingenz und Notwendigkeit. Es ist völlig kontingent, weil es eine historisch gewordene Ordnung ist, aber es ist auch notwendig, weil es nun einmal nur in dieser spezifischen Anordnung vorhanden ist. So hat man etwa im 18. Jahrhundert damit begonnen, Realkataloge anzulegen, und dadurch bestimmte Wissensarchitekturen hergestellt: ein Beispiel für die Ordnung des Archivs. Der zweite Gegenstand einer solchen Diskursanalyse wäre *das Dispositiv*, dessen Begriff sich in seiner ganzen Bandbreite noch nicht erschöpft hat und darauf verweist, dass jeder historische Sachverhalt nur in einer relativ unreinen und heterogenen Konstellation beschreibbar wird. Dazu gehören Praktiken, Wissensformen, Institutionen, aber auch Architekturen, Rechtssysteme, Technologien usw. Und so ergibt sich etwa das Gefängnis nach Foucault (in *Überwachen und Strafen*) aus dem Zusammentreffen dieser verschiedenen und heterogenen Momente an einem Ort, der gleichsam aus Synergien besteht. Mit den zwei genannten Begriffen versuche ich, Diskursanalyse zu betreiben. Der Historiker wäre angesichts einer solchen Konstellation ein Navigator, dem auf seiner Reise noch nicht ganz klar sein kann, welche Bedingungen, Voraussetzungen und Wahrnehmbarkeiten ihn dazu führen werden, den historischen Gegenstand als solchen definieren und begrenzen zu können. Man fragt zuerst nach den niedergelegten Aussagen und dem Archiv, dann aber auch nach nichtdiskursiven Sachverhalten und dem Dispositiv. Forschungen in diese Richtung wurden etwa im Umkreis von Friedrich Kittler³ unternommen. Ich denke an die Arbeiten von Bernhard Siegert oder Wolfgang Schäff-

ner⁴. In Studien dieser Art geht es zum Beispiel um die Erforschung bürokratischer Komplexe und um das Verhältnis zwischen Erzählung, Bürokratie und Inquisition in der frühen Neuzeit. Oder: wie entwickeln und verändern sich Zeichenformen unter der Bedingung von bestimmten Medientechniken, von Elektrizität oder digitalen Technologien? Welche neuen semiotischen Strukturen tauchen auf? Das sind Fragestellungen, die im Augenblick wahrscheinlich ein hohes Innovationspotenzial enthalten.

A.B.: Die Frage nach dem Verhältnis von Erzählung und Bürokratie hat Sie schon in ihrer Dissertation zu Franz Kafka⁵ beschäftigt, wo Sie durch die Behandlung der Thematiken von Gewalt und Herrschaft auch einen Beitrag zur allgemeinen Machtanalytik geliefert haben. Welche Aspekte würden Sie dabei retrospektiv hervorheben und wie würden Sie heute an Kafka herangehen?

J.V.: Es ging vor allem um das Verhältnis von Literatur und Macht. Heute würde ich sagen, dass es drei Aspekte waren, die in dieser Doktorarbeit eine Rolle gespielt haben, dort aber nur rudimentär angelegt sind. Das eine sind natürlich bestimmte Subjektivierungsweisen, die sich anhand der Geschichte von Kriminalistik und Kriminologie ganz gut beschreiben lassen.⁶ Mich interessierte, wie Subjekte über Indizien und durch Selbsterforschung, Spurensicherung oder Beobachtung sistiert, festgestellt und damit auch in eine bestimmte Weise der Selbstwahrnehmung, Selbstproduktion gezwungen wurden. Die eine Frage war also: Wie entstand das moderne »Geständnistier«? Zweitens hat schon Deleuze darauf verwiesen, dass Kafka an einer interessanten Schwelle zwischen Disziplinar- und Kontrollgesellschaften angesiedelt ist. Was ist nun das Besondere und Seltsame an dieser Schwelle? Hier erscheint mir bemerkenswert, dass Kafka einer der Ersten ist, der eine literarische Investigation des Machtfeldes vorführt und dabei auf ein merkwürdiges Organisationsparadoxon stößt: Institutionen oder Bürokrateien organisieren, beherrschen und durchdringen mit völlig rationalen Methoden ihre Umwelt, werden aber genau dadurch für sich selbst unüberschaubar und irrational. Dieses Paradoxon findet man an den Kafkaschen Orten des Gerichts oder des Schlosses, die in mehrfacher Hinsicht unvorhergesehene Kontingenzen erzeugen. Entscheidungen, von denen keiner weiß und deren Herkunft niemand kennt. Der dritte Aspekt – und dazu sind im Augenblick auch einige Forschungen in Gang – wäre die Frage, wie Kafka in seinen literarischen Texten als Versicherungstechniker und -wissenschaftler auftaucht. Wo findet sich in diesen Schriften zum Beispiel die Statistik als neues Dispositiv der Regierung und welche seltsamen Ereignisse werden durch sie produziert? Ereignisse, bei denen es gleichgültig ist, ob sie eintreten oder nicht, da es nur um ihre Berechenbarkeit geht. Ob eine Krankheit ausbricht oder nicht, ob ein Unfall stattfindet oder nicht, das macht ontologisch überhaupt keinen Unterschied mehr, sondern ist auf derselben Ebene angesiedelt. Die verschiedensten Ereignisse sind sozusagen gleich real, ob sie nun passieren oder nicht. Anhand dieser drei Komplexe würde ich heute

an Kafka noch einmal hergehen: Subjektivierungsweisen, Organisationsparadoxon und Ereigniskonstellationen.

A.B.: In Ihrem Vortrag *Politische Antinomien*⁷ haben Sie gleichsam versucht, diesem Schloss und diesem Gericht eine Politik des Asyls entgegenzusetzen. Wie könnte man rund um den Ort des Asyls aktuelle Widerstandslinien besetzen?

J.V.: Heute scheint es mir entscheidend zu sein, die Frage zu stellen: Wo ist eigentlich der Ort des Politischen? Oder: Wo verdichtet sich aktuell die Frage nach dem Politischen? Nicht im Sinne eines politischen Diskurses, sondern im Sinne jener Orte, an denen fundamentale Probleme des Politischen gestellt und entzündet werden. Mit diesen Fragen bin ich auf die seltsame Ortschaft des Asyls gestoßen, in deren Umkreis sich eine sehr dichte Verschränkung verschiedener Prozesse oder Sachverhalte erkennen lässt. Erstens die Migrationen, zweitens die Ökonomien oder Politiken, welche sie in Gang setzen, und drittens die Frage nach der staatlichen Souveränität. Was sind das für Orte, die von Staaten geschaffen werden, aber in diesen Staaten sowohl ein- wie ausgeschlossen sind? Etwa die Flughafenbaracken für Asylbewerber. Das Flughafenasyl ist nicht wirklich innerhalb und nicht wirklich außerhalb des Staatsgebiets, wird aber einer besonderen polizeilichen Kontrolle unterstellt. An diesem Ort lässt sich jedenfalls eine signifikante Überlagerung von ökonomischen, politischen, polizeilichen und rechtlichen Gegebenheiten bemerken, die eine drängende, insistierende Frage des Politischen aufwerfen, als deren Leitfigur der Asylant gelten kann. Mit ihm sind dann auch die Figuren des Fluchthelfers oder des politischen Flüchtlings assoziiert. Es ginge also zunächst darum, in der Art eines Seismografen tätig zu sein, um herauszufinden, wo unsere Gesellschaften von politischen Fragestellungen im Sinne dieser Verdichtung heimgesucht werden. Dabei verlässt man sich nicht auf das Ritual der öffentlichen Politik, sondern versucht, eben jene überdeterminierten – man könnte auch sagen: friedlosen – Konstellationen hervorzuheben und genau zu beschreiben. Ganz ähnlich verfährt etwa Giorgio Agamben in seinem Buch *Homo Sacer*,⁸ wenn er den Zusammenhang von Lagerbildung, Exterritorialisierung und politischer Souveränität sozusagen als Schicksal der Politik im 20. Jahrhundert beschreibt.

A.B.: In Ihrer Einleitung zu *Gemeinschaften. Positionen zu einer Philosophie des Politischen*⁹ analysieren Sie aus ähnlicher Perspektive die Herstellung von *Sozialarten* in der Geschichte. Worin sehen Sie den spezifischen Vorteil einer solchen Herangehensweise im Hinblick auf das Politische?

J.V.: Den wichtigsten Bezugspunkt stellen dabei die späten Studien von Foucault dar, in denen er zur *gouvernementalité*¹⁰ gearbeitet hat. Dabei geht es um die Frage, wie es in der Neuzeit zu einer Art von doppeltem Regierungsbegehren kommt: dem Begehren, Leute zu regieren, und dem Begehren der Leute, regiert zu werden. In die-

sem triftigen Zusammenspiel von Mächten, die regieren wollen, und Leuten, die regiert werden wollen, entstehen unterschiedliche *Sozialarten*. Man wird sortiert und man will sortiert werden. Dabei lassen sich zwei Perspektiven unterscheiden. Auf der einen Seite kann man nach der Rationalität verschiedener Mächte und Regierungsformen fragen, wie sie etwa in Organisationen, in Institutionen, in Familien, Anstalten oder auch im Management verkörpert werden. Auf der anderen Seite stehen diverse *Sozialarten*, d. h. Leute und Individuen, die durch dieses Patchwork von kontinuierlich sich ausbreitenden Regierungsformen hervorgebracht werden und nicht anders können oder wollen, als sich darin wiederzufinden. Welche Spannungen oder Verwerfungen werden dadurch erzeugt? Diese Fragestellung ist keineswegs ausgeschöpft. Gerade in den letzten 20 bis 30 Jahren wurden Regierungskünste installiert, die sich unter den Stichwörtern *Globalisierung*, *Umstrukturierung*, *Outsourcing* oder *Flexibilisierung* behaupten. Welche neuen Menschenformen werden damit hergestellt? Ich denke dabei etwa an den *flexiblen Menschen* von Richard Sennet.¹¹ Offenbar hat man es hier mit Freisetzungsbewegungen zu tun, die neue Regierungstechnologien auf den Plan rufen, und umgekehrt.

A.B.: Im Rahmen Ihrer Habilitationsschrift geht es deshalb auch um die Geschichte ökonomischer Kategoriensysteme und um die Herkunft des *Homo Oeconomicus*. Wie würden Sie den hier erprobten Ansatz von traditionellen Formen der *Wirtschaftsgeschichte* absetzen?

J.V.: Mir waren bei dieser Absetzbewegung mehrere Aspekte wichtig. Erstens: Wie entstehen entscheidende oder grundlegende ökonomische Kategorien, die man dann auch als Kategorien der Wertschöpfung angesetzt hat? Wie kommen also überhaupt ökonomische Kategorien zu Stande? Denn so etwas wie *Arbeit* existiert beispielsweise im 18. Jahrhundert nicht, sondern wird erst an der Wende zum 19. Jahrhundert über ein kompliziertes Dispositiv erzeugt, zu dem die verschiedenen Humanwissenschaften, unterschiedliche Produktionsmethoden, aber auch physikalische Erkenntnisse, Disziplinartechniken und Institutionen zu zählen sind. Zweitens wird schon mit dem 17. und dem 18. Jahrhundert sichtbar, dass die Ökonomie im Zentrum der Regierungsmentalität steht und dass sich daher jedes Regieren an ökonomischen Kategorien zu messen habe. Im 18. Jahrhundert beginnt die »Staats Einheit« oder das »Staatsding« sich als eine Organisation zu begreifen, die nach ökonomischen Gesichtspunkten zu funktionieren hat. Der Staat darf keine Bevölkerung, keine Energie, keine Reichtümer mehr verlieren und inszenierte sich deshalb als ein abgeschlossener Körper, der sozusagen eine anale Angst vor dem Verlust hat. Hier beschäftigte mich also die Frage, wie sich ein bestimmtes Regierungswissen in der politischen Ökonomie verkörperte. Drittens war es mir wichtig, die Entstehung des *ökonomischen Menschen* zu untersuchen, der doch bis heute ein Leitexemplar für Sozialisationsvorgänge und Kommunikationen im weitesten Sinne darstellt. Wie entstehen Subjekte, die durch sich selbst oder durch andere aufgerufen werden, sich

in jeder Hinsicht zu kapitalisieren? Und welche Kommunikationen, welche Austauschprozesse, welche Ökonomie von Leidenschaften und Affekten sind damit verbunden? Der vierte Aspekt ist, dass mit der Ökonomie bereits im späten 18. Jahrhundert die Frage nach einem sozialen Verkehr auftaucht, dessen Wirksamkeit – sehr unvorsichtig und ein wenig anachronistisch formuliert – im Latenten oder im Unbewussten liegt. Also die Frage danach, was denn eigentlich rund um die Reichtümer, den Tausch und das Geld kommuniziert wird, ohne dass die Beteiligten davon wüssten. Die berühmte *invisible hand* von Adam Smith wäre ein Beispiel dafür. Mit einem Mal wollte man systematisch beschreiben, wie Individuen oder Leute miteinander zusammenhängen, ohne dass sie selbst ein Wissen davon haben können. Dieses Wissen ist stets an einem anderen Ort kodiert.

A.B.: Kommen wir noch einmal kurz zum Begriff der *Arbeit* zurück. Er steht als Grundbegriff der Sozialgeschichte dem mediengeschichtlichen Grundbegriff der *Information* entgegen. Wie würden Sie daher Ihre Forschungen oder auch die *Poetologie des Wissens*¹² von einer Sozialgeschichte abgrenzen?

J.V.: Zunächst durch eine Geste der Unterwanderung und die Frage, wie denn überhaupt die Notwendigkeit entsteht, sich auf die Suche nach einer Entität »des Sozialen« zu machen. Die Infragestellung von sozialhistorischen Einheiten ergibt sich daher aus dem Vorbehalt gegen die Humanwissenschaften und aus dem Versuch, deren Historisierung fortzusetzen. Dabei geht es um die Frage, wie bestimmte soziologische oder anthropologische Entitäten fixiert werden, die dann als scheinbar naturwüchsige Vorhandenheit, als zeitlose Objekte historischer Forschung wiederkehren. D. h.: Wie kann ein Gegenstand, etwa »das Soziale«, zum dauerhaften Objekt des Wissens und damit zu einer historisch konstanten Größe werden? Es gab in den verschiedensten historischen Wissenschaften die Tendenz, eine gleichsam unhistorische Kontinuität von Objekten anzunehmen, und sei es jene des Objekts »Literatur«. Das wurde vom griechischen Epos bis zum *Ulysses* von Joyce durchgespielt. Aber man hat äußerst selten die Frage gestellt, wie »das Literarische«, »das Epische«, »das Theater« oder eben auch »die Gesellschaft« und »die Gemeinschaft« durch Diskursformationen hervorgebracht werden und mit welchen Begriffen diese Herstellung dann beschrieben werden könnte. Die Frage ist also, wie durch bestimmte Darstellungsoptionen solche Gegenstände in ihren historischen Begrenzungen beschrieben werden könnten. Und dabei ist es ganz egal, ob es sich bei diesen Darstellungsformen um einen literarischen Text, ein Diagramm, eine statistische Tabelle oder ein Bild handelt. Hier sollte eine Verflüssigungstendenz einsetzen, die darin besteht, Gattungsgrenzen des Wissens und damit auch die institutionelle Teilung der Wissenschaften in Disziplinen und Fakultäten nicht mehr unbesehen zu respektieren. Ich würde also eine *Poetologie des Wissens* von zwei Seiten her eingrenzen: Erstens geht es um den Zweifel daran, dass Geschichte zeitlose Gegenstände hätte, die durch ihre Wissenschaftlichkeit garantiert werden könnten, denn diese

Gegenstände werden ihrerseits von der Geschichte hervorgebracht und verweisen diese selbst wiederum auf ihre eigene Genealogie. Und zweitens gibt es keinen Gegenstand des historischen Wissens, der nicht selbst in seinen begrenzten zeitlichen Darstellungsbedingungen beschrieben werden könnte.

A.B.: Kommen wir zu einer methodischen Frage. Sie haben Ihre *Poetologie des Wissens* in der Auseinandersetzung mit Jacques Rancières *Poetik des Wissens*¹³ und Hayden Whites *Tropologie*¹⁴ gewonnen. Wo sehen Sie die wichtigsten Unterschiede zwischen diesen drei Vorgehensweisen?

J.V.: Der Clou von Jacques Rancière kommt eigentlich erst dann richtig zum Tragen, wenn man ihn mit Hayden White gegenliest, weil ihre Konzepte eigentlich eine Art von Hin- und Rückübersetzung darstellen. Jacques Rancière beschreibt, wie sich wissenschaftliche Diskurse dem Narrativen *entziehen*, um epistemische Konsistenz zu gewinnen. Umgekehrt beschreibt Hayden White etwa anhand des historischen Diskurses, wie hinter dem Rücken einer solchen epistemischen Konsistenz die Narration *wiederkehrt*. Da mir diese Fragen ebenfalls wichtig sind, ist die Abgrenzung der *Poetologie* von *Tropologie* oder *Poetik* nur heuristischer Art: Ich würde sagen, dass es sowohl *poetologische Gegenstände* wie *epistemische Objekte* gibt, die weder in die Narration noch in die Wissenschaft fallen. So lässt sich eine naturwissenschaftliche Versuchsanordnung auch im Zeichen ästhetischer Entscheidungen beschreiben, ist aber dennoch keine Erzählung. Für jede Form der Wahrheitsproduktion, und ein naturwissenschaftliches Experiment stellt »Wahrheiten« her, sind bestimmte ästhetische Entscheidungen notwendig, die aber keine Narrationen, nicht einmal Diskurse sind. Um noch einmal von Leibniz zu sprechen: Man findet in seinen Texten einen ausufernden historischen Diskurs, den man als Universalhistorie bezeichnen kann. Das Bemerkenswerte ist aber, dass der Fluchtpunkt dieses Diskurses keine Erzählung ist, sondern ein mathematisches Diagramm, eine Kurve, eine allgemeine Zusammenschau. Es gibt also bei Leibniz einen göttlichen Blick auf die Geschichte, wobei Gott weder Erzählungen noch Buchstaben sieht, sondern ein Tableau, das seinerseits weder als Wissenschaft noch als Narration bezeichnet werden kann. Und solche Anordnungen, die nicht auf ihre Wissenschaftlichkeit reduzierbar sind, in denen aber auch die Erzählung als poetische Gattung nicht das privilegierte Element ist, versuche ich, durch die *Poetologie des Wissens* beschreibbar zu machen.

A.B.: Auch die *Poetologie* steht im Rahmen der Paradoxie, den historischen Diskurs zum Gegenstand der Analyse zu machen, ihn aber gleichzeitig als Code der eigenen Narrationen zu verwenden. Wie setzen Sie diese Paradoxie als Strategie ein, und würden Sie sagen, dass man sie als Ausgangspunkt voraussetzen muss?

J.V.: Das ist sicherlich eine wichtige Frage. Unterhalb einer philosophischen Refle-